

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Alfred Marquart
Das wahre Leben des Donald D.
Entenhausens unglaubliche Geschichte

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Vorwort	8
Prolog	9
Entenklemmer oder: Die Herkunft der Familie D.	16
Die reichste Ente der Welt	22
Onkel und Tante, ja das sind Verwandte ...	31
Daisy!	37
Die goldene Jugend	45
Der Manager	54
Gustavs Glück und Gustavs Leid	62
Gangster oder Rebellen? Die Panzerknacker	66
Familienbande oder: Oma und die übrigen	73
Citizen D.	78
Epilog	86

Entenklemmer
oder:
Die Herkunft der Familie D.



Schweig. Kicher.

*(Dagobert D.
auf die Frage nach der Herkunft seiner Familie)*

Ein Beispiel für viele: Eine der zahlreichen Publikationen, die sich mit den D.s befassen, im Jahre 1970 von einem gewissen Grobian Gans herausgebracht¹ (von dem man seither nie mehr etwas gehört hat – die Frage muß sich stellen: Wußte er zuviel? Wurde er zum Schweigen gebracht? Wenn ja, wie?), nennt als Stammvater der D.schen Sippe einen gewissen „Sir Daunentert“, 1174 in Schottland geboren². Eine auch von der D.schen Presse geförderte Version: Die D.s sind ein altes schottisches Geschlecht, ehemals McD., das im Lauf der Zeit nach Entenhausen verschlagen wurde. Gewissen Andeutungen kann man entnehmen, daß das Geschlecht schon bei Shakespeare eine Rolle spielt – Macduff in seinem „Macbeth“³ ist nichts anderes als eine verballhornte Form von McD. Die Ausrottung, jedenfalls die versuchte, dieser Familie durch den Tyrannen Macbeth hätte genügend Grund geboten, Schottland zu verlassen.

Mißtrauen gegen die D.sche Presse ist angebracht. Schließlich haben Neureiche immer den Wunsch gehabt, mit dem Alter und dem hohen Stand ihrer Familie zu prahlen. Kaiser Napoleon I. von Frankreich hat deshalb sogar die Tochter seines größten Feindes geheiratet, um sich mit einem der angesehensten und ältesten Adelshäuser Europas zu verschwägern. Warum sollten die D.s anders handeln? Die Mythenbildung würde dadurch ja nur noch gefördert. Wir haben jetzt Klarheit,

und an diesem Punkt müssen wir die Geschichte Entenhausens wirklich umschreiben. Aus dem Tagebuch des Donald D.:

Als ich volljährig wurde, rief Onkel Dagobert mich zu sich in seine Bibliothek. Ich war sehr aufgeregt, denn normalerweise war mir das Betreten seiner Bibliothek untersagt – dort befand sich auch einer der beiden Eingänge zu seinem riesigen Tresor, und den ließ er niemanden sehen. Er begrüßte mich förmlich und bat mich, Platz zu nehmen.

»Es wird jetzt Zeit, lieber Donald, dich in die Geheimnisse unserer Familie einzuweißen.« Er entrollte vor mir einen riesigen Stammbaum, in dem es von hohen und berühmten Namen nur so wimmelte – Ducklas McD., Sir Dümpelfried, Sir Donnerbold, Sir Dusseltrutz usw. Ich kannte diesen Stammbaum – er hing bei jedem Familienmitglied an hervorragender Stelle über dem Eßtisch. »Das sind unsere Vorfahren,« sagte Onkel Dagobert und kicherte. »So jedenfalls kennt uns die Welt. Aber – lieber Donald, wisper, ich werde dir jetzt ein Geheimnis anvertrauen. Du wirst einmal mein Nachfolger sein und mußt deshalb früh lernen, die Familiengeheimnisse, wie belastend sie immer sein mögen, mit dir herumzutragen. Dieser Stammbaum ist eine Lüge. Eine schlichte Erfindung. Ich habe ihn mir selber ausgedacht.«

Ich war verblüfft und stellte natürlich die Frage, die Onkel Dagobert erwartet hatte: »Aber – wenn wir keine Schotten sind – woher kommen wir dann?«

»Kannst du dir das nicht denken?«

Ich überlegte. Onkel Dagoberts Geiz, seine Sparsamkeit, der Ordnungsfimmel, alles deutete doch auf Schottland hin – oder ... ein Gedanke nistete sich in mir ein ...

Es war der richtige Gedanke, den Donald D. da äußert. Seine etwas wirre Erklärung in den Tagebüchern möchte ich hier zusammenfassen, indem ich den Ursprung der Familie D. kurz beschreibe.

Die Familiensaga kündigt, daß ein erster D. an den Kreuzzügen teilgenommen habe und vor Askalon gefallen sei. Das ist natürlich barer Unsinn. Die D.s werden das erstemal im 16. Jahrhundert namentlich erwähnt. Ein D. wurde damals vom Rat Entenhausens der Schwarzweberei angeklagt: Er sollte Loden gefälscht haben. Die Lodenweber waren eine strenge Zunft: Um den Preis zu halten, durfte nur eine bestimmte Menge Loden auf den Markt gebracht werden. Von dieser limitierten Menge aber konnte kein Lodenweber leben, selbst wenn er ein ehrlicher Handwerker gewesen wäre. Folglich mußte er Siegel und Plomben fälschen und Loden über das Limit hinaus produzieren. Horatius D. wurde dabei erwischt und zur schlimmsten aller Strafen verurteilt. Das war am 10. November – des Jahres 1549, um genau zu sein. Die Strafe wurde sofort vollstreckt. Am folgenden Tag feierte ein hoher Rat zu Entenhausen ein lukullisches Fest. Es gab Braten und sauren Wein.

Von da an reißen die Nachrichten über die Familie D. nicht ab, und immer sind es eher zweifelhafte Geschäfte, in die sie verwickelt sind. Interessant daran ist nur, daß die Akten – eine Kopie war den Tagebüchern beigefügt – endlich Klarheit über die Herkunft der Familie geben. Von Schotten keine Spur. Vielmehr, um das etwas altertümliche Deutsch der Akte zu zitieren:

. . . sintemalen der Meyster D., welcher vor einem Hohen Rathe sich der Plompierung gefälschter Tuchente schuldig bekennet hat, keinem der gentes unserer edlen & freien Stadt Entenhausen propinquus est, sondern, welches strafverschärfend ihm iustitiret wurde, immigrans, gente suebo natus, was ist dem Stamme der Schwaben, welche allhier & in tota regione bekannt seynd als Beuthel- & Halsabschneyder, fürderhin als Geighälse und Pfennigfuchser. Folglich ward dem Hohen Rathe keine andere conclusio, als daß besagter Horatius D., weiland Meyster der Lothenweberey, des folgenden Tages, so der Richterspruch ergangen, innen und außen mit kostbarstem venetianischem Salze eingerieben, mit frischem Beyfuß gefillet und in siedender Putter executiret werde, bis er gar sey . . .

In Parenthese sei erwähnt, daß ein Enkel jenes Horatius D. erneut gerichtsnotorisch wurde, als er eine bis dato unbescholtene Ente verführte, die leider die Tochter des Bürgermeisters war. Als der Fehltritt in Form eines allerliebsten gelben Eies ruchbar ward, wurde Theophilus D. – so hieß der Enkel, der in Wirklichkeit allerdings der Sohn eines gewissen Emil Erpel war – auf Betreiben des Bürgermeisters ebenfalls verurteilt. Der damalige Stadtprofos von Entenhausen war ein aus Lyon eingewanderter Franzose. Folglich erging das Urteil, Theophilus D. in Himbeeressig einzulegen und zu ihm Rosenkohl zu reichen.⁴ Der ungezähmte Sexualdrang der D.s wurde hier zum ersten Male manifest. Von ihm wird noch die Rede sein. Obwohl die Familie D. die Erinnerungen an diese Vorfahren verdrängt, gehört Rosenkohl seither zu den unbeliebten Gemüsen.

Auf jeden Fall mußte Donald D. also an jenem Tag erfahren, daß er kein Schotte von Geblüt, sondern vielmehr Schwabe war. Eine Vermutung, der auch ich bereits nachgegangen war, ohne jedoch Beweise zu finden, die vor einem ordentlichen Gericht hätten bestehen können. Zwar wiesen Dagobert D.s Geiz, die Tatsache, daß fast alle Mitglieder der Familie jahrein, jahraus in denselben Gewändern herumliefen, auch Donalds übertriebener Sauberkeitsfanatismus, ja -fetischismus, durchaus in diese Richtung – nur schien es mir übertrieben, aus der zufälligen Übereinstimmung D.scher Marotten mit dem nationalen Charakter unserer schwäbischen Brüder und Schwestern weitergehende Schlüsse zu ziehen. Den Prozeßakten Horatius D. ist allerdings zu entnehmen, daß besagter Horatius seinem schwäbischen Heimatort unter Mitnahme der kommunalen Portokasse entflohen, und das richtungsweisende Werk des Entenhausener Linguistikprofessors *Ehrenfried Erpel*, „*Anthropomorphismen verbaler Kommunikation in teleologisch-ontologischer Synergetik*“, Verlag Gans und Welt, führt auf Seite 311 folgende Beobachtung auf:

Signifikant scheint uns besonders ... die (Gewohnheit) des communen petit bourgeois schwäbischer Pro-

venienz (sic!), Personen, die eine Sache an sich bringen bzw. „unter den Arm klemmen“, als „Entenklemmer“ zu bezeichnen. Marginal sei notiert, daß wir in einzelnen Quartieren Schwabens auch die Vokalisierung „Entaklemmer“ oder gar „Entaklemmr“ vorgefunden haben. Eine alte Inhabitantin erzählte uns, dieses „Entenklemmer“, „Entaklemmer“ oder gar „Entaklemmr“ gehe auf einen früheren Einwohner zurück, der unter Mitnahme einer großen Summe Geldes verschwunden sei. Wir verweisen zu weiteren Forschungen auf unseren Artikel „Dr Entaklemmr – Vokalsubstruktionen in mental labilen Regionen der Republik“ aus dem „Jahrbuch für synergetische Ontologik“ ...

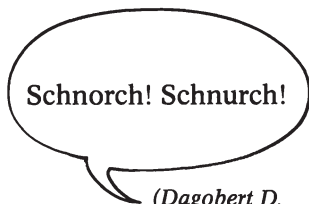
Indizien also gab es genug, um die Herkunft der Familie aus dem schwäbischen Teil der Republik zu belegen. Jetzt haben wir Gewißheit – in diesem Punkte zumindest muß die Geschichte Entenhausens umgeschrieben werden. Es wird nicht der einzige bleiben.

Die D.s jedenfalls sind schon seit langem Bürger Entenhausens, aber sie gehörten nie zur Führungsschicht. Alle Versuche der frühen D.s, sich in die Reihen des Patriziats einzuschleichen, sei es auf legalem, was selten geschah, sei es auf illegalem, was häufiger der Fall war, sei es auf heiratspolitischem Wege – wobei es stets bei Eheversprechen blieb –, scheiterten. Die D.s führten ein Leben am Rande der guten Entenhausener Gesellschaft. Das änderte sich erst, als Dagobert D. auf den Plan trat.

Anmerkungen

- 1 Grobian Gans: »Die Ducks. Psychogramm einer Sippe«, Wissenschaftliche Verlagsanstalt zur Pflege deutschen Sinngutes, 1970
- 2 Grobian Gans – bei allen Einsichten, die er, durchaus kritisch der offiziellen D.schen Geschichtsklitterung gegenüber eingestellt, gewonnen hat – sitzt der D.schen Lebenslüge auf: Die Onkelexistenz wird von ihm ungeprüft übernommen. Schade!
- 3 Vgl. dazu die richtungsweisende literaturkritische Arbeit von Peter Perlhuhn: »Die Ente in der Literatur«, Hamburg, 1977.
- 4 Ein Nachfahre des Henkers führt heute in Collonges au Mont d'or, einem Vorort von Lyon, ein weltberühmtes Restaurant, zu dessen Spezialitäten Entenbrüste nebst Rosenkohl gehören. Vgl. dazu Guide Michelin, Paris 1984.

Die reichste Ente der Welt

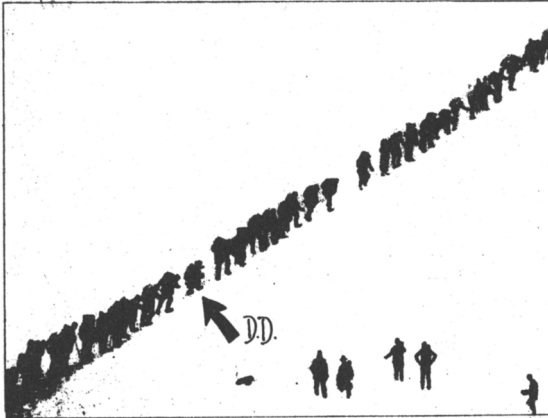


*(Dagobert D.
taucht in seinen Geldspeicher ein)*

Glaubt man der Fama, wie sie die gelenkte Presse lanciert, so war Dagobert D. ein armer Schlucker, bis er seinen ersten eigenen Taler verdiente. Dieser „Glückstaler“, unter einer Art Käseglocke aufbewahrt, bildet angeblich Grundstock und Grundlage des sagenhaften Besitzes der reichsten Ente der Welt.¹

Unterstützt wird diese Legende, die so genau ins Klischee „Vom Tellerwäscher zum Millionär“ paßt, von Dagobert D.s angeblichen Auftritten in fernen Ländern. Beim Goldrausch in Klondyke soll er dabei gewesen sein² (das wird immer wieder erwähnt); gargantuesk sind seine Erzählungen darüber, pantagruelisch das Aufschneiden über Leiden und Abenteuer im ewigen Eis, in der nur flüchtig durch mehr oder weniger holde Weiblichkeit erhellten Männergesellschaft, in der nur die zäheste Ente überleben konnte. Natürlich hat Dagobert D. diese Geschichten auch Donald D. erzählt; mag sein, daß das abends vor dem Einschlafen gewesen ist, mag sein, daß später, als Donald dem Vorlese- oder Erzählalter entwachsen war, der erste Cognac oder der erste Schluck Wein beim knisternden Kaminfeuer die passende Umrahmung abgaben. Aber auf ewig war diese Legende nicht aufrechtzuerhalten. Auch Donald D. schließlich konnte rechnen, auch er konnte über den Goldrausch am Klondyke im Lexikon nachlesen und feststellen, daß Dagobert D. schon aus Altersgründen daran nicht teilnehmen konnte. Er hätte damals ein Baby oder heute ein Mümmelgreis sein müssen.

Endlich aufgedeckt: der D.sche Klondyke-Schwindel!
 Von Martin S. Gans in Dawson, Yukon Territory, auf-
 gespürt: die Originalausgabe der Klondyke News vom April
 1898:



Die Legende: Dudenfried D. auf dem Weg zum Klondyke



Die Wahrheit: Heliographie aus den Klondyke News, Vol 1

Aus dem Notizbuch des Martin S. Gans

Donald D. erwähnt in seinen Tagebüchern, wie sehr sich Dagobert davor drückte, die wahre Herkunft seines Reichtums zu erwähnen. Andeutungen zwar ließ er heraus, berichtete von der persischen Wüste, in der er angeblich Ali Babas Höhle gefunden hatte;³ von Mexiko, wo er die Schätze eines Maya-Königs gehoben haben wollte;⁴ vom Basar in Bagdad und seinen fliegenden Teppichen – selbstverständlich ein Vermögen wert;⁵ von den arabischen Wüsten, wo er die Schatzkammer der Königin von Saba fand;⁶ vom Hunderennen⁷ am Yukonfluß und dem goldenen Schiff;⁸ vom Kalifat von Kalbweit und von Marco Polos Schatz⁹ – erzählte von Reisen nach Indien und an die Pole, immer auf der Suche nach einem: Gold. Angedeutet wurden dabei schon eher merkwürdig anmutende Geschäftsverbindungen, vermuten konnte man, daß hinter diesen Reisen mehr läge. Doch auch hier erfuhr Donald D. die Wahrheit durch einen Zufall. Hier seine eigenen Worte.

Es schien eher ein Faschingsscherz zu sein, als der Alte mir eine Briefträgeruniform bringen ließ, aber es war keiner, wie er mir eröffnete, als ich ihn auslachte. Onkel Dagobert wurde böse, wie ich ihn nie gesehen hatte. »Es gibt Dinge,« sagte er zu mir, »die tut man ohne zu fragen. Das gehört dazu. Hier ist die Uniform, hier sind ein paar Briefe« – er warf mir einen Päckchen ziemlich dicker Couverts zu – »und nun liefere das Zeug aus!«¹⁰ Damals konnte er mich schon nicht mehr in der gewohnten Weise schurkeln, deshalb widersprach ich heftig und verlangte Aufklärung. Er seufzte.

»Du bist nun alt genug, Donald, und ich denke, es wird Zeit, daß du alles weißt. Oder jedenfalls fast alles.« Er schneuzte sich und kam hinter seinem Schreibtisch hervor. Er schob einen Haufen Münzen – es waren Schweizer Franken – zu einer Art Hocker zusammen, polsterte ihn mit Hunderttausend-Lire-Scheinen und setzte sich. Ich sah, wie sich sein Backenbart sträubte, aber er war offensichtlich gewillt, mit der Wahrheit herauszurücken.

»Hast du mir eigentlich immer geglaubt, wenn ich dir von meinen Abenteuern erzählt habe?«

»O ja!« rief ich – und im selben Moment wußte ich, daß ich als Jungerpel seinen Worten zwar Glauben geschenkt hatte, das aber jetzt nicht mehr konnte. »Nein!« stotterte ich gleich. »Eigentlich nicht mehr.«

»Das hätte mich auch gewundert.« Er grinste sein bekannt heimtückisches Grinsen, vor dem Wallstreet erzitterte und die Bundesbank den Lombardsatz erhöhte.

»Aber – wenn das alles nicht gestimmt hat, Onkel Dagobert – was waren das dann für Leute, die du von früher her kanntest? Klondyke Kelly¹¹ zum Beispiel oder Steinerz Goldunger?«¹²

Wieder zog Onkel Dagobert, wie es seine Art war, die Augenlider halb herunter und grinste unter seinem Zwicker hervor. »Die haben in der Tat etwas mit mir und meinem Reichtum zu tun, aber auf eine andere Art.« Er setzte sich in Positur. »Nimm Platz, Donald. Und laß dir einiges erklären.« Er nahm den Zwicker ab und putzte ihn, wie um zu überlegen. Und dann hielt er mir einen Vortrag, den ich nie vergessen werde – umso leichter war es mir, ihn meinem Tagebuch anzuvertrauen, fast wörtlich, wie ich betonen möchte.

»Lieber Donald – es kommt immer wieder vor, denken viele Leute, daß einer vom Tellerwäscher zum Millionär wird. Daß ein armer, aber tüchtiger Goldgräber am Yukon Gold findet und ein reicher Mann wird. Pustekuchen! Wer ist reich geworden am Yukon? Doch nur die Leute, die den Goldgräbern das Gold wieder abgenommen haben, die Wirte und Hotel- und Bordellbesitzer, die mehr oder minder leichten Mädchen in den Bars und Salons. Nein, nein, lieber Donald. Als Goldgräber konntest du am Yukon kein Geld machen. Zumal das auch garnicht nötig war. Die D.s waren schon immer sehr wohlhabende Leute, nicht reich, aber eben – wohlhabend. Mein Vater Dudenfried D. hatte Geld, und meine Mutter Brünhilde Bürzel hatte auch welches. Sie brauchten sich also keine

finanziellen Sorgen zu machen. In der Tat hat mein Vater am Yukon investiert – keine Bar, die nicht ihm gehörte. Er selber hat Entenhausen nie verlassen, er hat sein Reich von hier verwaltet. Ich habe das System dann nur übernommen und – verfeinert.«

Spielerisch ließ er ein paar alte Talerstücke durch seine Finger klimpern. »Ich wußte eines, was mein Vater nicht wußte: Man muß mehr sein als nur reich, um in der guten Gesellschaft zu reussieren.¹³ Hat man nicht das rechte Blut, muß man Beziehungen haben. Meinen Eltern war das gleichgültig, mir nicht. Und ich wußte noch mehr: Regiert wird ein Land oder eine Stadt nicht im Rathaus oder in den Ministerien, sondern in den Vorstandsetagen. Reiche Leute mit Beziehungen können sich Minister kaufen und Regierungen stürzen, ganz wie es ihnen beliebt. Das habe ich getan: Ein paar Taler hier, ein paar Taler da, und alle tanzten nach meiner Pfeife.« Er stand auf und holte einen dicken Aktenordner. »Schau her – das ist so ein Musterbeispiel dafür. Der Fall Möllemann Maus. Den habe ich lanciert. Absolute Null, die Maus, aber ein paar tausend Taler über meinen Freund Micky an die Partei, und die haben ihn protegiert. Oder hier – damit habe ich ein paar Millionen gemacht. "Steuerhinterziehung!" haben die Zeitungen damals geschrien, aber sie konnten mir nichts nachweisen. Ein paar hunderttausend Taler an die richtige Partei, und man hat mir die Steuerbefreiung gewährt, die ich haben wollte – und die mir zustand. Als die Sache aufflog, weil diese Politiker sich so dumm verhalten haben, hat man's mit dem Widerspruch so lange hinausgezögert, bis man mir nicht mehr an die Federn konnte. So einfach ist das. Und hast du erst ein paar solcher Gänse an der Leine, dann brauchst du sie nur zu stopfen – und sie legen dir die goldenen Eier, ohne daß man dir auch nur eines wegnimmt. Denkst du, ich würde so im Geld schwimmen, wenn ich das nicht beherrschen würde?« Er klappte den Aktenordner wieder zu und verstaute ihn im Safe, direkt neben seinem ersten Taler.